

Monat, aber ichon Kleider, aber schonen Wohnung — feiner Reaktion! — dreimal, fümnal am Tage, läßt Telephon, Schreibstisch und Gefäß in Etich — hört gespannt auf ihr Lamento über Dienstboten, den hüftelnden Hund, das schlechte Wetter, die hässliche Schneidein; raft jurid, miuntenlang ungeschicklich schwelgend, freut sich des Lebens, der Welt, kommt sich jung vor... Zeigt sich mit ihr eine Viertelstunde lang auf einem fine s'clad Tea, aber, wenn er einmal ganz leichsinnig ist, ein Stündchen lang in einem Theater, genießt die Blicke des Kundens.

Sie ist keine, ins Alter zurückgeholte, Jugend, von der er nicht mehr forbert, als daß sie noch ein Stück weit neben ihm herläuft... Er wird sie eines Tages gut verheiraten... An dem Tage, an dem er sich alt geworden fühlt.

Allerlei vom Einmachen.

Von Baum und Strauch laßt eine reiche Obsterte und doch steht die Frau nicht mit ungeschickter Freude auf diesen weiden Eegen. Steht sie doch wieder einmal vor die schwierige Aufgabe gestellt, ihn ohne Zucker haltbar zu machen. Schwieriger ist schon oft die Ausfüllung, am schimmeln aber die lange Frage: wie es auch halten und mit über den Winter hinweglassen? Wenn schon das Einmachen mit Zucker eine Kunst ist, um wie vieles mehr, mit... Aber vertragen soll man nicht, sondern mit Mut und der nötigen Sorgfalt an die Arbeit heranzugehen.

Verstehen wir einmal erst die glücklichen Hausfrauen, die noch mit Zucker, Erlas, Sirup und Kunitthonia, versehen sind. Ihnen braucht schon gar nicht bange zu sein. Stachelbeeren, Johannis, Heidel- und Preiselbeeren, Hagebutten und Birnen eignen sich zum Einmachen mit Sirup. Auf ein Pfund Früchte rechnet man 200 Gramm Sirup. Die Beerenfrüchte müssen langsam in eigenen Saft erhitzen werden (bei Birnen und Hagebutten gibt man etwas Wasserzucker) und bis vors Kochen kommen. Dann wird der Sirup darüber gegeben und die Früchte langsam klar gekocht. Darauf sofort in geschwefelte Gläser gebracht, mit Salzwasser abgedeckt und zugedehnt. Der Sirup verfährt die Früchte gleichmäßig. Zum Einmachen mit Kunitthonia eignen sich besonders Stachelbeeren, reife sowohl wie unreife. Die erstickten und gereinigten Beeren werden etwa fünf Zentimeter hoch in die Gläser gefüllt, darüber eine dünne Schicht Kunitthonia gestrichen, dann wieder Stachelbeeren und so abwechselnd, bis das Glas gefüllt ist. Darauf werden die Früchte bei 75 Grad Hitze sterilisiert; 10 Minuten die reifen, 20 Minuten die unreifen. Man nehme nicht zu weiche Beeren, da sie sonst leicht verderben. Die Karmelade gibt einen vorzüglichen Bräu.

Zu Weizen ist beim Einmachen ohne Zucker darauf zu achten, daß man nur weisse Früchte verwendet werden, da bei diesen der natürliche Zuckergehalt größer ist, als bei unreifen.

Auf folgende Art macht man Kirschen, Lise und laure, reife Stachelbeeren, Johannis, Heidel- und Preiselbeeren ganz ohne Zucker ein: Die Früchte werden wässhaltig und in trockene, keimfreie Gläser, die man unmittelbar vor dem Einfüllen mit Schwefelwasser schwefelt, fast bis obenhin eingelegt. Dann werden die Früchte noch einmal überschichtet und die Gläser mit Pergamentpapier, das man leicht durch Eisenblech zieht, überbunden. Vor Gebrauch sind die Früchte dann zu lösen.

Dabei wird meist der Fehler gemacht, daß man die Früchte nur mit Zucker durchtränkt. Dabei kommt es aber nicht zur Aromenentwicklung. Auch beim Durchtränken der Früchte mit Zucker wird nicht der ganze Wohlgeschmack ausgeleigt. Das geschieht nur, wenn man ihnen Saft abgibt, in ihm, wenn er heiß gemacht ist, der nötigen Zucker langsam läßt, ohne daß der Saft, der das charakteristische Fruchtaroma aufnimmt, hat, trocken dar. Dann gießt man den heißen Saft langsam, damit die garten Beerenstücke nicht leiden, über die letzteren, in einem breiten Kochtopf am besten, stellt sie mit dem Saft eine Viertelstunde an eine warme, nicht heiße Herdplatte damit der Zucker saft sich ganz auflöst und läßt sie dann im Saft erkalten. Auf diese Weise erhält man ein Obst, das sein wirkliches Aroma auch jetzt und entwickelt, wenn es ganz ohne Zucker eingemacht ist. Auch die Verschärfung ist von wesentlicher Bedeutung für die Frischhaltung eingelegerter Früchte und Fruchtstücke. Nicht jedermann hat so viele Beschärfungsmittel und Gummirübe, daß er ohne Notbescheid auskäme. Falls es für empfindliche Personen an neuen, ganzen Kernen mangelt, kann man sich auch mit alten bescheiden, indem man Pergamentpapier in feinen Fäden um den Kernen legt und ihn mit dieser Umhüllung in den Flaschenhälften einsetzt und fest einschlägt. Eine Kanne aus Pergamentpapier über den Flaschenstopf gesetzt, gibt doppelte Gewähr des luftdichten Verschlußes.

So muß auch in diesem Jahr in der Einmachküche „beheftig“ gearbeitet werden. Aber die deutschen Hausfrauen haben gelernt, Nöte zu Ungunsten auszugleichen und so wird es ihnen auch diesmal gelingen, des Sommers reiche Früchtereite in den Winter hinüberzuretten, dem Zuckermangel zum Trost.

Literatur.

Diedrich Spedmann, Neu-Lohe. Erzählung (Berlin, Martin Wernke). Mit großer Freude habe ich diesen neuesten Spedmannband gelesen. War mirs doch, als begegnete ich einem guten Freunde, und ich versetze vollkommen, wenn man von jeder Spedmanns Schriften, „sonstige“ Bücher nannte. Sie bringen dem Leser wirklich Sonnenschein und Frohnut ins Haus. Beim vorliegenden Bande „Neu-Lohe“ war die Freude doppelt groß, weil Spedmann diesmal ein Wunsch vieler Lesere erfüllt hat und zu dem in über 130 000 Expl. verbreiteten „Heidelhof-Lohe“ eine Fortsetzung bietet, die natürlich in sich eine vollkommene abgeschlossene Erzählung ist. Zur Heimat zurückkehrend wollen die beiden Söhne des Heidelhofs Lohe das väterliche Erbe übernehmen. Der seiner Veranlagung nach ganz für den Hof geschaffene jüngere Sohn muß diesen aber leiden dem älteren Bruder überlassen, da er ja das Vorrath hat. Dieser ältere Bruder, des Rechtsstudiums überdrüssig, glaubt aus guten Handbüchern über Landwirtschaft die fehlende Praxis zu erlernen, macht aber Fehler über Fehler auch infolge seiner Gutmütigkeit und Menschenkenntnis. So beginnt er u. a. mit Hilfsarbeitern aus der Stadt ein Siedlungswert und muß dabei viel Vergeßgeld zahlen zum Schaden des Gutes. Der jüngere Bruder faßt das auf die Dauer nicht mehr mit ansehen und hat vor, den Hof zu verlassen. Doch rechtzeitig kommt der ältere zur Erkenntnis seiner Unfähigkeit. Er übergibt den Hof und wendet sich sozialer Fürsorgearbeit, nachdem er kein Siedlungswert als „Neu-Lohe“ aus der Taufe gehoben hat. Wer Spedmann kennt, weiß, daß dieser nur sichtlich angelegte Stoff ihm reichlich Gelegenheit gab, uns seine prächtigen Heldentaten zu schildern, und so finden wir denn auch hier viel Gestalten, die uns bald lieb und vertraut sind.

Erzbergers „Erlebnisse in Weltkrieg“. Auch Mathias Erzberger schreibt jetzt ein Kriegsbuch, im September soll es bei der Deutschen Verlagsanstalt erscheinen. Das Inhaltsverzeichnis nennt folgende Themen: Meine Propagandafähigkeit, vor Italiens Eintritt in den Weltkrieg, im Vatikan, beim Kaiser, in Konstantinopel, die Armenierfrage, Heilige Stätten in Jerusalem, Bulgarien, Rumänien, in Wien, die Römische Frage, die Freimaurerei, Elch-Lohrungen, Polen, Litauen, Belgien, die U-Booteffere und Amerikas Kriegseintritt, Friedensbemühungen, die Friedensresolution des Reichstages, die päpstliche Friedensvermittlung, der Uebergang zum parlamentarischen Regime, der militärische Zusammenbruch, der Gang nach Compiegne, der Waffenstillstand, der Kampf um den Friedensschluß.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. 5 Vorträge von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Rohle. 4. Auflage. „Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bd. 57 (143 S.). Verlag von B. G. Teubner, in Leipzig und Berlin 1920. Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat den Zeitraum von 1803 bis 1914/15 zu einem in sich abgeschlossenen und wohl den bedeutendsten Kapitel der deutschen Wirtschaftsgeschichte gemacht. Das beweist in 4. Auflage vorliegende Büchlein gibt in gedrängter Darstellung einen Ueberblick über die gewaltigen Umänderungen, die das deutsche Wirtschaftsleben in diesem Zeitraum erfahren hat. Nach einem Abschnitt über den Gesamtverlauf der wirtschaftlichen Entwicklung im letzten Jahrhundert werden der Reihe nach behandelt: Die Umgestaltung der Landwirtschaft, die Lage von Handwerk und Hausindustrie, die Entstehung der Großindustrie und ihre Begleiterscheinungen (industrielle Kartellbewegung und Arbeiterfrage), die Umgestaltung des Verkehrswezens und die Wandlungen im Handel. Das nachzügigste Schlüsselwort ist den Ursachen des verlorenen Krieges und den Aussichten für Deutschlands wirtschaftliche Zukunft gewidmet.

Fröbel-Spiele, Lieder und Verse. Gesammelt und nach Musik und Text angeordnet von Mariame und Thelma Havelau. Mit Noten und Bildschmuck. 18. bis 20. Auflage. Hamburg-Berlin bei Hoffmann & Campe.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68. Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Ne. 153

Donnerstag, den 15. Juli

1920

Meerkatz.

Roman von Fehor von Sobeltig

24. Fortsetzung.

Madame de Verneuil.

Die Gräfin nickte. „Es gibt nichts Unmögliches auf der Welt. So lange der erteilte Kerl, der Heldmann, noch lebt, konnte Will nicht versagen. Das war auch ganz natürlich. Aber nun der gräßliche Mensch in Sünden dahingefahren ist, liegen die Verhältnisse doch ungünstig klar. Es wäre nicht das erste Mal, daß einer auf Umwegen wieder zu seiner präntiere amour zurückkehrt.“

„Wenn er nur offene Arme findet.“

„Wird er finden“, sagte die Gräfin lebhaft. „Unter uns, Mädchen — aber natürlich, ganz unter uns — ich habe schon ein klein Bißchen vorgebeizt. Ich treffe mich manchmal mit Otheline, so im geheimen, und dann plaudern wir uns aus. Natürlich geht mir immer noch alle beide wie die Kugel um den heißen Brei herum — das ist im fortzuführen, denn jede weiß doch, wo die andre hinget — aber auch auf solche Art kommt schließlich eine Verständigung heraus. Jedenfalls habe ich das Gefühl, als ob sie noch sehr viel für ihn übrig habe. Sie weiß ganz genau, daß sie sich damals nicht zu benennen hat, wie es richtig gewesen wäre — und das wundert sie — noch nachträglich. Das merke ich. Sie ist ein seltsames Frauenzimmerchen — gegen früher gar nicht wiederzuerkennen. Sie hat ihre Begehrtheit hinter sich, eine hübsch bittere — aber doch auch eine, die ihr gut getan hat.“

„Hat sie gelegentlich einmal von mir gesprochen, Tante?“

„Nun natürlich — und sehr nett. Sie erwartet dich in Ober-Gittersdorf.“

„Soll ich denn hin?“

„Ohne Frage. Erstens mal hast du dich doch schon bei ihr angekündigt. Und zweitens, was die Handtische ist: du kannst da sozusagen ein gutes Werk tun.“

Antia gab der Gräfin einen Kuß.

„Das wollte ich bloß hören, Tanten!“ rief sie. „Also abgemacht. Ich trete dem Hund auf dem Hintel bei. Wir verschwinden uns. Ich habe dem Freiherrn von Preßburg eine Tochter besorgt — ich werde ihm auch eine Frau schaffen. Nur das ist die Frage. Wir müssen in Voricht operieren.“

Tante Te wand auf. Das Gemeinliche der Intrige verzog sie. Sie markierte mit rotem Kopf im Zimmer über: „Selbstverständlich“, sagte sie, „mit äußerster Vorsicht. Beim ersten Versuch hochst du nur. Aber von Anfang an muß dein Vertrauen dahin gehen, die Otheline zur Freundin zu machen — zur Herzensfreundin. Begreiffst du das?“

„Ja, natürlich. Und dann muß sie mir kommen.“

„Und schließlich mußt du es zu veranlassen wissen, daß sie sich eine Aussprache mit Will wünscht. Wenn wir das erreicht haben, ist die Geschichte gemacht.“

„Vorausgesetzt, daß auch Vater zu dieser Aussprache zu bewegen ist.“

Tante Te blieb stehen. „Eben“, sagte sie, „das ist es. Wenn er nur nicht so ein Dickkopf wäre.“

Sie stand nun in der Mitte des Zimmers und hielt den Zeigefinger an der Nase. „Ein ganz ungeheurerer Dickkopf“, wiederholte sie. „Bei ihm ist nur durch raffinierte List etwas zu erreichen. Zum Beispiel konnte man ihm sagen — aber nein, das geht nicht... Oder wenn man zum Beispiel — wenn man — — aber das führt auch zu nichts.“

„Wenn man ihm sagte, Otheline wollte sich vergiften“, warf Antia ein.

„Dann würde er antworten: Sie wird das Gift schon wieder rechtzeitig ausspülen — oder so. Ich kenne ihn. Die Giftstoffe erschreckt ihn nicht.“

„Und mit jenen Gefühlen kommt man bei ihm erst recht nicht zu Worte.“

„Nein — oder höchstens... das müßtest du gerade mal probieren, Ari. Wenn ich ihm geschickvoll komme, läßt er. Du hast das vielleicht besser raus. Schlimmstenfalls müßtest wir den Prozeß einleiten.“

„Welchen Prozeß?“ fragte Antia erstaunt.

Die Gräfin hielt noch immer den Zeigefinger an der Nase, Sie sah sehr gedankenvoll aus.

„Das ging“, sagte sie. „Nämlich Ari: zwischen Will und Frau von Heldmann schwebt eine alte Streitigkeit — wegen eines Stückchens Landes an irgendeiner Grenzseite. Otheline möchte am liebsten die Sache auf sich beruhen lassen. Wir wollen ihr aber raten, das nicht zu tun. Sie soll lustig drauflos professieren. Dann ürgert sich Will. Das wiederum wäre sehr gut; denn wenn er in Mut gerät, ist er immer am zugänglichsten. Dann schimpft er furchterlich, schämt sich schließlich vor sich selbst und gibt endlich klein bei. Ueberdies ist Otheline im Recht, Will hängt aber an dem freien Land.“

„Schätz raffiniert. Tante Te.“ antwortete Antia heiter. „Ich habe gar nicht geahnt, daß deine liebe fromme Seele auch Intrigen spinnen kann. Aber ich freue mich darüber. In diesem Falle heißt wachhaftig der Zweck das Mittel, und du glaubst, daß die beiden noch heute — daß sie gut zusammen passen würden? Du glaubst an eine sogenannte glückliche Ehe?“

„Aber, Ari, würde ich mich für dies Heiratsprojekt denn sonst so ins Zeug legen? Ich bin doch keine geberberbische Ehevermittlerin. Vor zehn Jahren — wer weiß, ob damals aus den beiden ein glückliches Paar geworden wäre! Inzwischen ist sie wie er durch eine harte Schule gegangen. Und heute meine ich, kann man sich gar nicht zwei Menschen denken, die so ausgeglichen zu einander passen wie die Otheline und Will. Außerdem —“

„Ich weiß schon“, fiel Antia ein. „Ober-Gittersdorf kommt dann wieder an die Preßburgs. Die Preßburgs werden wieder Großgrundbesitzer und herrschen im Lande Hempelberg. Die Stette der Traditionen schießt ins. Tante Te, gib mir die Hand. Ich konspikiere mit. Morgen mache ich meinen Antrittsbesuch bei Frau von Heldmann.“

„Morgen kommen die Ströbe — ich meine die großen Vieher, die Strauße —“

Da sieht Antia im Bett in die Höhe.

„Die Strauße kommen?“ rief sie. „Kurrie, da muß ich dabei sein! Da regt sich das Rentemannliche Blut. Also morgen die Strauße — und übermorgen lege ich in Ober-Gittersdorf die ersten Schlingen für den Jung des Kolibri.“

Die Gräfin trat an das Bett und schloß sie in ihre Arme. „Als sie das zierliche warme Mädchen an sich drückte, empfand sie ein Gefühl herzlicher Liebe. Und gerade so erging es Antia, und innerlich wunderten sich beide, daß sie sich anfangs nicht mit scheuem Mißtrauen begegnet waren.“

„Woher kommt das bloß?“ fragte Tante Te.

„Was?“ fragte Antia zurück.

Die Gräfin lachte. „Ich sprach aus, was ich eben dachte. Ich dachte: es ist doch merkwürdig, daß wir zwei uns auf einmal verstanden und gefunden haben. Bloß auf der Basis unseres gemeinsamen Eheprojektes? Ich nein. Die himmelhohen Neigungen wurden schon vorher lebendig. Aber nicht gleich, als wir uns kennen lernten. Der erste Eindruck war mäßig — auf beiden Seiten — nicht wahr?“

„Es lag an mir, Tante Te.“ erklärte Antia ernsthaft. „Sie lag aufrecht im Bett, hatte die Knie hochgezogen und verstrahlte die Hände über der Brust. Ich will die auch sehen, weshalb. Wirklich verstand ich nicht, es war möglich. Aber wenn du mich richtig verstand, wirst du mir nicht unangenehm noch mannes vergehen...“

„Und nun frag sie weiter, in abgerissenen Sätzen, während sie mit hochgezogenen Armen und verstrahlten Händen bewegungslos um Worte streuen blieb...“

„Leb, Tante Te, als ich zu euch“



Tam, stand ich noch ganz unter dem Einfluß einer unglücklichen Kindheit. Ja, Tante — und die hatte mich auch festlich in einen Schraubstock gepreßt. Ich lebte in einer großen Angst — und alle Angst macht bitter. . . Stelle dir vor: es liegt eine arge Schwüle in der Luft, und man wartet — wartet auf einen Sturm, der kommen muß, der sich nicht einstellen will — wartet und wartet. . . Nun und endlich, als die Erstürmung kam — und der große Sturm — und die Befreiung von einem viel zu lange andauernden Siege, da lächelte ich bei Gott, daß — daß sich auch eine innere Wandelung vollzog. Es gibt in jedem Menschenleben Augenblicke, in denen man um eine Einsicht reifer, um eine Erfahrung reicher wird . . . und so viele Umformungen in unserm Empfinden hängen von physiologischen Einwürden ab. . . Sie schlug mich mit der flachen Hand auf die Wette. Der Ernst ihrer Blicke löste sich in Heiterkeit auf. Sie sagte: . . . „So — nun hab' ich mich ausgequastet, und ich sehe es deinem Gesicht an, du hast mir ordentlich christlich zugehört. . .“ Sie umschlang die Gräfin mit ihrem Arme. . . „Manchmal kann ich wie ein Buch reden, nicht wahr? Gib mir einen Kuß, Tante Te!“

Das tat die Tante. Sie dachte minder logisch als Anita, und über die Wechselwirkungen zwischen Seele und Körper und ihre rätselhaften Abhängigkeiten dorneinander hatte sie sich noch nicht bemüht. Aber sie war Weib genug, Anita dennoch zu verstehen.

Niemals hatte es auf dem kleinen Bahnhofe zu Weiskau eine größere Aufregung gegeben als an jenem Tage, da die Straße eintrotte. Weiskau war ein Bauernhof und gehörte zum Strenge von Ober-Gittersdorf. Aber heute doch die Bauern nicht daran, ihrer Feldarbeit nachzugehen; sie liefen mit Knechten und Wägen die Ernte im Stroh und walteten nach der Station. Im Krug hatte der Bahnhofsvorsteher von der Ankunft der Straße erzählt und auch die nötigen zoologischen Erklärungen hinzugefügt. Und da hielten die Bauern die Ohren und wurden ungebener neugierig. Donnerwetter, so etwas war noch nicht dagewesen! Keiner dachte, was ein Straußvogel war; noch keiner hatte ein solches Weib je zu Gesicht bekommen, denn auch die Neugierde, die vor drei Jahren in Hemberg gewesen war, hatte einen Strauß nicht gesehen.

Nach die Gutbesitzer in der Runde hätten sich den Transport gern angesehen. Aber es kamen nur ein paar Inspektoren und ein Kolonist aus Scharfsee und ein bäuerlicher Kächter von einer Domäne. Der Adel hielt sich zurück; bei dem hatte Preysing längst ausgepöbel — schon damals, als er den Finken auf Groß-Barbaren und Geschwäffer die Ohrschälchen abgehört hatte. Der Adel blieb auf seinen Schloßhöfen: freilich auch fiebernd vor Reue und heimlich Leid im Herzen, denn man mußte doch nicht recht, ob hinter den Herrlichkeiten Preysings nicht etwas ganz Gefährliches steckte — aber offensichtlich mit genantem Eifer und kostbaren Bemerkungen, die wie ein schallendes Echo von Gut zu Gut hingen.

Es ging auch ohne den Adel. Es war nichtsdestoweniger ein bedeutender Tag für Weiskau. Der Bahnhofinspektor war in Unruhe und Angst. Strauße waren allzu noch nicht ausgelassen worden und wie man dazwischen ein Expeditionsgut behandelte, entzog sich dem Bereich seiner Kenntnis. Die jungen Weisen — das war seine Schwermut gewesen. Die saßen in ihrem Käfig und gebärdeten sich wie ein paar kleine Hundchen. Aber Strauße — das war etwas anderes! Wenn man solch Brauchgutrauf ausstrafe? Sie liefen mit jedem Schrittschlag um die Wette; das mußte der Inspektor. Wie kriecht man sie wieder? Sie konnten im Menschen auf Schanzweber Reiter sein und dem Groß-Barbaren den Hals zertrampeln. Sie konnten ihre riesigen Eier heimlich in Weiskau legen, und wenn man sie nicht fing, konnte sich der ganze Hemberger Kreis in eine ungeheure Straußenzucht farm verwandeln. Aber der Inspektor war ein alter Soldat. Er hatte außer den beiden Leuten aus der Expeditionsdivision noch sechs kräftige Bauernknechte angeheilt. Sie trugen alle feste und lange Strüde und zwei überdes auch Gewehre. Als Preysing das sah, sagte er: „Wogu die Kanonen?“

Es ist für die Sicherheit, Herr Baron,“ antwortete der Inspektor. „Es ist auch für die allgemeine Veruhigung. Der Vorsteher hat Angst, die Tiere könnten die Kinder beißen.“ „Gott bewahre,“ sagte Preysing, „nie tun keinem Menschen etwas. Sie sind wie die Gähner. Lassen Sie Ihre Kompanie abtreten. Ich übernehme die Verantwortung.“ Dann schaute er die anstehenden Burgen an, die sich auf

dem Perron schon in Reih' und Glied aufgestellt hatten, und änderte seine Ansicht.

„Oder nein,“ fuhr er fort, „lassen Sie die Bengels hier. Sie können beim Transport helfen. Kinder, ihr kriegt jeder einen Taler Trinkgeld und habt dafür nichts weiter zu tun, als meine großen Piepmäße nach Preysinghoff zu begleiten. Aber eure Strüde legt weg und die Donnerbüchsen — die brauchen wir nicht.“ Der Perron war voll von Menschen, obwohl der Bahnhofsvorsteher das nur neugierige Volk hinter die Barrieren verbieten hatte. Aber Preysing hatte außer den Gombos noch Jungbarn, Dörfinger, Heinrich und Metteborn, ein Dutzend Knechte und alle verlässlichen Tagelöhner mitgebracht. Und allesamt machten sie vernünftige Gesichter. So einem Herrn wie dem Baron Preysing diente sie gern. Bei ihm war wenigstens nicht die gewöhnliche Schindluderei von früh bis abends — da gab es Abwechslung die Hülle und Fülle. Jetzt kamen die Strauße; Wildgäse und indische Gänse sollten folgen, und übermorgen traf Hopfenstedt ein mit einer ganzen Masse von Ferkeln aus dem Süden des russischen Reichs. Das machte doch Spaß; es war nicht das ewige Einerlei, es war ein fröhliches Stauerküch.

Preysing stand in der Mitte des Perrons, neben ihm Anita, hinter ihm Gallenstein. Gallenstein war sehr verwandelt gewesen, da er vor einigen Tagen Preysing als verwandten Menschen aus Hemberg hatte zurückkehren sehen: glatt rasiert bis auf den ganz Himmel freibehenden Schnurrbart und den Kopf manerlich geschoren. Und was war das Wüstenkostüm geblieben? Das war nicht mehr der Ferkelträger von Afrika und der Jägermann aus dem Urwald, sondern der mächtige Agrarier, die der „Klabberdäus“ ihm malt: im feinen grauen Westrod, bauchigen Weißleinen und Stulpenhosen. Und da hatte auch der Empfindungsstrom Gallenstein eine räudliche Bewegung genommen. Wenn Preysing sich plötzlich aus rätselhaften Ursachen seiner äußeren Kuppigkeit entkleidete, brauchte auch sein Gefühlsgefäß nicht auf respektvolle Schamigkeit zu achten. Gallenstein wurde also wieder der Beutnant in Zivil und gab den solwaja hüpfend mitsingenden Bericht, sich einen wilden Badenbad waschen zu lassen, schleunigst auf. (Fortsetzung folgt.)

Sein Prokurist.

Humoreske von Gustav Hoppert.

(Nachdruck verboten.)

Von dem Rentier Friedrich Weß und dem Kaufmann Ottomar n. ds. Ofen will ich erzählen. Den beiden gewesen und sonst so vernünftigen Männern hatte ein blondes, blausäugiges Fräulein den Kopf verdröhrt. Mit der Zeit — es war übrigens nicht die Zeit der Befreiungskriege, sondern die Zeit des Westkrieges — brachte es das blausäugige Fräulein so weit, daß jeder der beiden sonst so vernünftigen Männer sich's als höchstes Lebensziel setzte, die kleine Hand dieses lieblichen Wesens zu ertingen. Die blonde Wetterfahne aber schwante und schwante launenhaft zwischen Weß und Ott.

Friedrich und Ottomar standen beide in dem Alter, wo man zu Kriegzeiten eigentlich noch militärisch war. Aber beide waren von der Handelskammer, zu deren tüchtigsten Mitgliedern sie zählten, als unantastlich bezeichnet worden. Und während ihre Altersgenossen Schützengräben verteidigten, führten Ottomar und Friedrich zu Hause einen eben so heiligen Krieg, den Kampf um die blonde Wetterfahne.

Ottomar betrieb in der belebtesten Geschäftsstraße eine zunehmende Teppichhandlung, deren besonderes Feld die edlen Perser waren. In Friedenszeiten pflegte er im Frühling sein Konfessionnel und nach Töbris zu reisen, und in ganz Herbeifolge war kein Dorf, wo Ottomar nicht schon eine Bräule oder einen Vorleger oder ein „grobes Stück“ erstanden hätte. Mit erheblichem Nutzen verkehrte er die Waren zu Hause an die deutsche Privatbank und wurde ein wohlhabender Mann. Als der Krieg begann, kam die Kaufkraft in Deutschland ab. Ottomar sah mit seinem Kiefernloft fest; diesen Augenblick brachte sein Gegner, der Rentier Friedrich Weß, zu einem tüchtigen Stoß gegen den Rivalen. Weß eröffnete gegenüber von Ottomar ein großes „Kaufhaus für Perkerpeppie“. Stellte Ottomar eine schöne „Bräule“ für dreihundert Mark ins Schaufenster, so erschien sofort hinter den Weßschen Spiegelrahmen eine noch schönere „Bräule“ um zweihundert. Ließ Ottomar zu irgendeinem Kunden in der Stadt eine Auswahlhandlung fahren, so folgte ein Weßscher Spion auf dem Zweirade hinterher, und eine Stunde später lag beim gleichen Kunden eine Auswahlhandlung der Konkurrenz zu ununterbrechbaren Schieberzeiten.

Ein halbes Jahr lang verlor Ottomar so gar wie gar nichts. Es war klar, daß Friedrich Weß es darauf angelegt hatte, seinen Rivalen zu ruinieren. Und es schien, daß ihm das glänzend gelingen werde. Er hatte dem guten Ottomar alles Persönliche so gut vertriebt, daß der den ganzen Weßbesitz dem graubhaarigen, verträglichem Privatbank überließ, manerlich ein Hebelgeld auflegte und sah um den Teppichladen überkauf. Die Chef nicht mehr kümmerte; weniger im Sinne Friedrich Weß war es allerdings, daß Ottomar nur die wüßliche freie Zeit in der Nähe des blausäugigen Fräuleins verbrachte. Aber Weß war nicht allzu klar demutlich hierüber. Die blonde Wetterfahne war von Hause aus viel zu vernünftig, um sich an einen armen Teufel zu fetten. Und zu einem armen Teufel würde er den ganzen Ottomar schon machen.

Die Konjunktur schlug um. Perkerpeppie waren begehrter und fliegen. Aber da in Ottomars Ladenfenster die alten Preiszettel blieben, mußte Friedrich Weß zu bezu Unterbietung beim Verkaufern der immer teurer eingelaufenen Ware stets mehr zulegen. Er war reich. Es kam nicht darauf an.

Der Westkrieg war beendet; der Kampf um die blonde Wetterfahne ging weiter.

Bei Auffassung seiner Bilanz erkannte Ottomar, daß er begehrt war. Sein Vermögen war beängstigend schmalen. Er besch nach Perkerpeppie, die unvertäglich schönen, solange das Bivaris ihn unterbot. Er rief den graubhaarigen, verträglichem Privatbanker ins Privatkontor und eröffnete ihm die bevorstehende Liquidierung der Firma. Da aber geschah ein Wunder. Der Graubhaarige wurde zum Jüngling und rief: „Herr von Ofen! Waschen Sie endlich die Augen auf! Das wir seit fünf Jahren nichts verkauft haben, ist das Glänzende, das wir tun konnten! Inzwischen ist die Ware aus Dreißigfache gegelien! Damals war der Quadratmeter hundert Mark wert, heute dreitausend! Der Kontrakt dis-a-otto hat ja gar keine Barm mehr!“

„Kuhnh!“ sagte Ottomar. „Sehen Sie nur kein Schaufenster an!“

„Da liegt noch was. Aber wenn's jemand kaufen will, heißt's immer: Ich schon verkauft! Ich weiß das. Ich hab oft genug heimlich bei ihm fragen lassen.“

„Ja, wie kommt es denn dann, daß die Kundhaft sich noch nicht auf mein Lager geföhrt und es leergelehrt hat?“

„Das, Herr von Ofen, ist mein Verdienst! Ich hab den Leuten immer gesagt: Der Chef ist nicht da, und ohne den Chef dürfen wir nichts verkaufen! Auf diese Weise hab ich Ihnen das Lager gereitet, bis heute! Aber von jetzt ab machen wir's anders. Wir hängen heute neue Etiketten an die Perser, Etiketten mit dem richtigen Tagespreis, also mit dem Dreißigfachen der alten Preise. Und dann sollen Sie mal sehen —; in drei Wochen sind Sie sechsreicher Millionär.“

So geschah's. Der Kampf der Perser hat den bezwungen Ottomar zu einem vermögenden Manne gemacht, als es sein reicher Gegner jemals gewesen war.

Eine bare Million hat Ottomar dem eisgrauen Prokuristen geschenkt. Der Eisgrau ging damit sofort zu der blonden Wetterfahne, die den alten Mann sehenden Fußes strahlte. „Auf Wieder“, hat sie gesagt, „man wird nachher weiter sehen.“

Das Wasserlein.

Bist immer noch nicht müd?
O Wasserlein, das Reizen? —
Singst noch dein altes Lied
In träumerischen Weisen.

Bist mir als Kranke schon
Leidlich lustig nachgesprungen,
Daß mich mit leihem Ton
So oft in Schlaf gelungen.

Als Jüngling blüht ich fort,
Als Mann kehrt ich nun wieder;
Du singst am alten Ort
Noch deine Kinderlieder.

Und bist wie einst so klein,
Es frans noch, so gelindweh,
Lachst noch im Sonnenschein
Und spielst noch mit dem Winde.

Reb' wagt, o Wasserlein,
Die ewig junge Welle!
Rehr' ich hier wieder ein,
So w's als Allgehele.

Adolf Kassau.

Alltag.

Von Dr. Siegfried Herzberg.

(Nachdruck verboten.)

Bierfäßiges Sandsteinpöckel. Du triffst ein, schneiß dem Wirtner seinen Namen aus, wirtst in ein Wartezimmer geföhrt. Der Chef läßt bitten. Man fährt dich im Lift zwei Stockwerke hoch, führt dich wieder in ein Wartezimmer, wobei deine Ankunft an, bringt dich in das Alleebeistige. Grob, ziemlich leerer Raum, zwei Sessel für Besucher, Schreibstisch, Schreibtisch, Haus- und Stadttelefon, eine flache Schweißbrennerlampe darauf, sonst nichts. Den Zierstein hat der Chef, der aufgefunden und dir ein paar Sätze entgegengekommen ist, in der Hand. Du nimmst Weib; er hebt mit knappen Worten einen Satz an, der nie fertig wird; in uns Telefon geföhnt worden, dirigiert irgendeine Sache, die dich nichts angeht. Käng ein, schneiß ein Wort auf ein Zettchen — schließlich kein bei der Größe des Objekts, hat dich unmöglich bekommen, weiß genau, was er mit dir will — bemielt du nicht, daß du mit ihm etwas nachhakt — spricht einen ganzen Satz aus. Du fängst an zu reden. Er macht sich Notizen, während er durch das Telefon über Dinge und Sachen verfährt, die er nie gesehen hat, aber durch aus kennt, nicht ohne gleichzeitig deinen Fall ruhig zu beobachten. Die Sprache ist lang, ein guter zusammenfassender Gehalt kam und so reich geföhrt, daß man, solange man ihn in Worte überlegt, einen zweiten und dritten fassen kann. — Er hat abgewartet, antwortet, fragt. Du fängst an zu erklären. Sein Privatsekretär kommt herein, legt ein Bündel eingegangener, schon durchgesehener Briefe vor, die sofort überflogen, mit Briefstift notizen versehen werden. Dabei spricht er mit dir, läßt dich gleichzeitig vom Gehörte dies und das ins Ohr flütern und spricht zwei- bis dreimal in der Minute in das Telefon. — Ein älterer Begleiter kommt geföhrt herein, geht militärisch still, tramm, legt Briefe, Scheds zur Unterfertigung vor, wird, als Jugend- und Stargenosse, per du angetretet, macht einen Schritt rückwärts, schlägt auf, sich verbeugend, die Haden zusammen, geht hinaus. Raumsummitrisimus! — Man bringt ein Schweißbrenner noch fasterte 1. Klasse: vier Schlinganten haben abwechselnd sechsundzwanzig Stunden lang vor dem Beobachtungsraum gestanden, um es zu erlangen. Die haben letzten verfahren in seiner Bekanntschaft: seit Jahren ist es nicht mehr bei Tage gereit! Dargus der Müßiggänger! In Heberland-Autorisoren pflegt er Kunden mitanzusehen, mit denen er sich ausföhrtlich, grüßlich, gemüthlich unterhalten will — Schließlich hat du deine Angelegenheit in die Hand gebracht — endlich, denn ein Duzend Prokuristen, Altpapiersteins und so weiter sind mittlerweile während herein gekommen und gegangen — erhebt und verbeugt dich — man gibt dir die Hand, die linke greift zum Hörschuh — und geht hinaus, ein wenig ärger, ein wenig beunruhigt über das Erlebnis.

Du weißt, der Mann hat sich in die Höhe gearbeitet, hat dreihundert Korrespondenten, hat Millionen verdient, Millionen von Briefen mit dem Kopf seiner Firma in die Welt geschickt. Trotzdem imponiert er dir nicht! Du denkst, indem du läßt ein wenig, nie oder gar nicht beiligt; er kam nichts als Geld verdienen! Du kommst dir mit deiner Jugend, deiner allmählichen Lebensauffassung reicher, glücklicher, überlegen aus — vielleicht auch produktiver. Gebüden allein . . . Es geht nicht einmal keine Ware! Außerdem aber weißt du, und wenn du es nicht weißt, denkst du dir, zum Teufel, wenn du ihn nicht hast, das folgende aus, nachdem du an dem horrenden Waf das Erste vorübergegangen bist:

Er hat's geköhnt. Wie Mühsal! Gut als nur ihm! Schließlich ist Gedulden aus eine Leistung, aufstehende. Es hat eine krone Frau, tüchtig werdende Kinder. — Was er hat keine Jugend geföhrt, d. h. sie als Kaufmann durchgeh, einzig befehlet von dem Gedanken, dortjüng kommen, wo es geht geht. In freien Minuten denkt er an verarmte Möglichkeiten, an Möglichkeiten, die er in der Jugend hätte haben können. Und diese Minuten laufen ihn Stunden, selbst Tage, so nebenbei, neben dem Geschäft her, find sein Sport, seine Erholung, sein Jugendvergnügen, — ranten sich um seine schöne Nichte herum.

Oh, nicht daß ihr denkt! Eine legale Nichte, er der legale Onkel, ihr Vormund sogar, da sie Waife ist! Die Tochter der Schwester seiner Eltern, verstorbenen Frau; nicht sehr jung, aber hübsch, jedenfalls — sein Sport, seine Erholung, sein Jugendvergnügen, für den er Geld hat in Menge, aber auch Zeit, so nebenbei, ranten sich gegenseitig. — Was — nicht daß ihr denkt! Sie ist am Telefon — und seine Stimme wird weicher, und alle Sinne werden nur von einem Gedanken, den man sie billigt, wenn sie auch noch so lang; die Sprache ist kurz, und der Gedanke ist fano . . . Er tritt zu ihr im Auto, heute hat ihre